

# **Bedingte Hilfsbereitschaft**

vs.

# **Begründete Solidarität**

**SEMESTERARBEIT**

von

*Johannes Geffers*

15. Februar 2000

Psychologisches Institut der Freien Universität Berlin  
Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie  
Betreuer: PD Dr. Morus Markard

# Inhaltsverzeichnis

<b>0. Einleitung.....</b>	<b>4</b>
<b>1. Gesellschaftstheoretische Einordnung .....</b>	<b>7</b>
<b>2. Das »Wie« und »Warum« von Solidarität.....</b>	<b>10</b>
2.1. Gemeinsame Interessen.....	11
2.2. Unterschiedliche Interessen.....	15
<b>3. Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen.....</b>	<b>18</b>
3.1. Formulierung der methodologischen Kritik.....	18
3.2. Exemplarischer Nachweis von »Begründungsmustern« in experimentellen Ergebnissen auf Grundlage nomologischer Theorien.....	23
3.3. Einschätzung der Folgen der Verkennung von Handlungsbegründungen.....	25
<b>4.0. Solidarität, Identität und Interessen.....</b>	<b>26</b>
<b>5.0. Perspektiven solidarischen Handelns.....</b>	<b>30</b>
<b>Literatur.....</b>	<b>31</b>

»Der Mensch wird unter dem Zeichen des Verhaltens verstanden, das die Gesellschaft von ihm erwartet, und dies bedeutet, daß eine triebliche Verfassung als sogenannte Tugend verkündet wird, die im Widerspruch zu den die gesellschaftliche Wirklichkeit in Wahrheit beherrschenden Grundsätzen steht. Religion, Metaphysik und moralische Deklamation erfüllten die Aufgabe, den Menschen an dem Gegenbilde dessen zu messen, was in der zugrunde liegenden geschichtlichen Welt unter ihrer eigenen Mitwirkung notwendig aus ihm werden mußte.«

MAX HORKHEIMER, *Egoismus und Freiheitsbewegung*

*editorischer Hinweis: Diese Semesterarbeit in ihrer jetzigen Form entspricht nicht der eingereichten Arbeit; abgesehen davon, dass ich hoffe die letzte Dateiversion wiedergefunden zu haben kann ich sagen: inhaltlich wurde nichts verändert, kein Wort hinzugefügt oder gestrichen, lediglich das Layout war verlorengegangen (u. a. fehlende Schriftarten) und kleine Unregelmäßigkeiten beim Zitieren wurden korrigiert. JOHANNES GEFFERS, Berlin, 4. Juli 2003*

## 0. Einleitung

»Solidarität«, oder vielmehr der Mangel an ihr oder generell einer sozialen Einstellung, wird allgemein beklagt. Diese Feststellung ist in der Regel mit dem Appell verbunden, dieses gesellschaftsweite Problem zu beheben.

Die Beschwörung der »Solidarität« wird jedoch durch den Umstand erschwert, daß der Ruf nach »mehr Solidarität« vor sehr verschiedenen Hintergründen geäußert wird, so daß Begriff und Definition unscharf werden, da es in der Regel zu Verknüpfungen mit einem sehr heterogenen Spektrum von Kontexten und Forderungen kommt. Eine Verschärfung erfährt der Streit um die politische Vokabel »Solidarität« nicht zuletzt dadurch, daß der Begriff in seiner historischen Erfahrung mit unterschiedlichen, vielfach emanzipatorischen Bewegungen in Verbindung gebracht wird und nach wie vor als eine wichtige »politische Ressource« angesehen werden kann, die es zu besetzen gilt<sup>1</sup>.

Das »Wie« und »Warum« solidarischen Handelns erlangt in politischen Reden eher selten Bedeutung. Die Betonung »des Mißstandes« und die Notwendigkeit einer Abhilfe bringen in den öffentlichen Verlautbarungen ihren Primat zur Geltung. Die technische Frage der Umsetzung, also des »Wie« und »Warum« und auch unter welchen Bedingungen Menschen solidarisches Handeln zeigen, wird dann an die Psychologie gerichtet. So dies nicht explizit geschieht, zeigen doch die VertreterInnen dieser Profession ein gutes Gespür für die Nachfrage.

Angenommen haben sich dieser Frage verschiedene AutorInnen, zuletzt HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER in ihrem Diskussionsbeitrag in der Zeitschrift »Ethik und Sozialwissenschaften - Zeitschrift für Erwägungskultur« von 1999. In ihrem Artikel gehen sie der Frage nach »was unter Solidarität verstanden werden kann, wodurch Solidarität bedingt ist und was Menschen dazu bewegt, sich mit anderen zu solidarisieren« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 181).

»Solidarität« bezeichnen die AutorInnen zunächst als »Zusammengehörigkeitsgefühl und Gemeinsinn« und übernehmen schließlich für die weitere Arbeit die Definition von THOME (1998): »Als *solidarisch* wird ein Handeln bezeichnet, das bestimmte Formen des helfenden,

---

1 Das »Besetzen« von Begriffen erscheint in der Praxis eher als ein Problem der Politik. Jedoch ist das einfache Benutzen der Begriffe für eine »Übernahme« nicht hinreichend - es bedarf einer theoretischen Einbindung der Vokabeln in die eigenen Theorien und Konzepte. Dies wiederum ist Aufgabe von Philosophen und Wissenschaftlern und spiegelt sich in deren Arbeiten.

unterstützenden, kooperativen Verhaltens beinhaltet und auf einer subjektiv akzeptierten Verpflichtung oder einem Wertideal beruht.« (THOME, zit. nach BIERHOFF & KÜPPER 1999, 181).

In ihrem Beitrag unterscheiden sie dabei zwei Formen von Solidarität; eine bei »gemeinsamen« und eine bei »verschiedenen« Interessen, die sich der Tendenz nach gegenseitig ausschließen, da sie unterschiedlichen Wertesystemen angehören (»self-enhancement«, als Betonung der eigenen Person, und »self-transcendence«, als Hilfsbereitschaft und Schritt über das eigene Selbst hinaus). Zur Ordnung empirischer Untersuchungen zum Thema schlagen sie zusätzlich drei weitere Dimensionen vor: die intraindividuelle, die interindividuelle und die positional/kulturelle Ebene.

Im Laufe der Untersuchung/Darstellung ordnen sie Konzepte/Theorien verschiedener Ansätze der jeweils betrachteten Relation (Interesse - Ebene) zu und interpretieren die entsprechenden Forschungsergebnisse. Dabei kommen sie zu der Feststellung, daß Handeln - bis auf einige Ausnahmen bei »Märtyrern« - letztlich immer (auch) egoistisch motiviert sei.

Der für die Psychologie insgesamt charakteristische Umstand der Koexistenz empirisch bestätigter Theorien mit konkurrierenden Geltungsansprüchen mitsamt ihren Ausnahmen und Einschränkungen zur Erklärung von (solidarischem) Handeln tritt auch in diesem Beitrag offen zu Tage. Eine genauere Betrachtung dieser (nomologischen) Theorien, mit ihren Allgemeinaussagen über Zusammenhänge von Ausgangsbedingungen und daraus resultierenden Verhaltenseffekten, wie sie insbesondere in diesem Kontext zur Aufschlüsselung von Beobachtungen »sozialer Dilemmata« aus spieltheoretischen Untersuchungen verwandt werden, soll sich an eine genauere Darstellung der oben genannten Quelle anschließen.

Im Verlauf der Betrachtung soll gezeigt werden, daß in den herangezogenen Theorien der Sozialpsychologie, entgegen ihrem eigenen nomologischen Selbstverständnis, tatsächlich Annahmen über »gute Gründe« der (Versuchs-)Personen gemacht werden, die sich unter den gegebenen Bedingungen »vernünftigerweise« entsprechend (den Erwartungen) verhalten. Diese für die jeweilige Situation typischen Handlungsbegründungen oder »Begründungsmuster« (BGM) erscheinen dann in der vollzogenen Handlung als »empirische Bestätigung« der Theorie, sind jedoch tatsächlich nichts weiter als Anwendungsfälle oder Beispiele, in denen die vorgegebenen Bedingungen als subjektiv relevanter Weltausschnitt, »Prämissen«, akzentuiert werden und in dann auch umgesetzte

Handlungsvorsätze münden. Die empirischen Befunde der scheinbar konkurrierenden Theorien erweisen sich somit bei hinreichender Analyse der Prämissen als Beispielfälle für unterschiedliche Begründungsannahmen.

Die variablenpsychologische Gleichsetzung von operationalisierbaren »Bedingungen« mit »Prämissen« bei gleichzeitiger Deduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse aus spieltheoretischer Forschung legt unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ein Menschenbild nahe, wonach dieser als ein egoistisches und zu bändigendes Wesen erscheint. Das Mittel zur Beherrschung dieses Wesens ist die herrschende Moral, deren Notwendigkeit für die Herausbildung und Stabilisierung dieser Gesellschaft(-sform), sowie die Funktion der Wissenschaften hierbei, von MAX HORKHEIMER beschrieben werden<sup>2</sup>.

Ziel dieser Arbeit ist es nicht eine alternative Konzeption / Erklärung solidarischen Verhaltens zu liefern, sondern die infolge methodisch-theoretischer Verkürzungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit auftretende Fehlinterpretation der »[egoistischen] menschlichen Natur« zu kritisieren und in ihren gesellschaftlichen Rahmen zu stellen.

Dafür werden im Folgenden nach einer allgemeinen Einordnung des Konzeptes der »Solidarität« die m.E. zentralen Beiträge - d.h. die theoretische Konzeptionierung von »Solidarität« durch BIERHOFF und KÜPPER, die methodologische Kritik der »Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien« auf Grundlage des gleichnamigen Artikels von KLAUS HOLZKAMP - dargestellt und diskutiert. In einer abschließenden Betrachtung der zentralen Erklärungsansätze von »Identität« und »Interessen« soll vor gesellschaftstheoretischem Hintergrund die Funktion des Konzeptes und der Konzeptualisierung von Solidarität diskutiert werden.

---

2 MAX HORKHEIMER ( 1936): Egoismus und Freiheitsbewegung - Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters.

## 1. Gesellschaftstheoretische Einordnung

»Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« ist wohl die Losung, die wie keine andere für den Anspruch dieser Gesellschaft steht. Daß sich die Praxis dazu im Widerspruch befindet und daß »Brüderlichkeit«, als ein Vorläufer der »Solidarität«, kein besonders auffälliges oder gar bestimmendes Moment des Alltags darstellt, ist augenscheinlich. Im Gegensatz zu »Freiheit und Gleichheit« entzog sich dieses letzte Glied der erwähnten Trias, die »Brüderlichkeit«, weitestgehend der rechtstheoretischen Behandlung und »weist auf kein Unrecht, sondern auf emotionale Verbundenheit hin« (BAYERTZ 1998, 13). »Brüderlichkeit« wurde vor allem assoziiert mit gegenseitiger Achtung, Freundschaft und uneigennütziger Hilfe.

Daß »Brüderlichkeit« bzw. »Solidarität« im Spiegel der Theoriebildung eine, etwa im Vergleich zu »Gerechtigkeit« und »Freiheit«, untergeordnete Rolle inne haben, liegt nicht zuletzt in der modernen Ethik und Moralphilosophie begründet: Erstens widerspricht der konstitutive Bezug auf eine Gemeinschaft einer an der Formulierung universeller Normen interessierten Ethik, die nur das Individuum einerseits und die Menschheit andererseits kennt, also denen, die 'zu uns' gehören, keinen Sonderstatus einräumt oder einräumen kann. Der zweite Grund ist die defensive Funktion der auf »Sicherung der (legitimen) Interessen der Individuen« (BAYERTZ 1998, 14) abzielenden und auf dem Ideal der Individualität beruhenden Moralphilosophie, denen zufolge die positiven Pflichten gegenüber einer Gemeinschaft besonderer Rechtfertigung bedürfen.

Wenn in diesem Zusammenhang von »der modernen Ethik und Moralphilosophie« die Rede ist, so ist damit selbstverständlich nicht die Gesamtheit der philosophischen Institution gemeint, sondern nur die jeweils historisch dominante Variante.

Vertreter »nichtindividualistischer« Strömungen - genannt werden die verschiedenen Richtungen des Sozialismus und die katholische Soziallehre als Vertreter mit Tradition, sowie in jüngerer Zeit die kommunitaristischen und postmodernen Richtungen - fiel die Formulierung von Theorien mit einem stärkeren Begriff von »Solidarität« entsprechend leichter.

Aus soziologischer Perspektive etwa beschrieb EMILE DURKHEIM »Solidarität« als den »Zement«, der eine sich vor allem im Produktionssektor immer weiter differenzierende Gesellschaft zusammenhält. Diese »organische Solidarität« wirkt somit den auf Arbeitsteilung beruhenden Individualisierungstendenzen entgegen und löst die vormals dominante

»mechanische Solidarität« eher traditioneller Gemeinschaften ab, die wesentlich auf Übereinstimmungen im Bewußtsein und Ähnlichkeit der Individuen beruhte. Durkheim führt diesen Übergang von »mechanischer« zu »organischer« Solidarität auf einen Wandel in der Gesellschaftsstruktur zurück, in der die Beziehung der Individuen zueinander (immer) weniger normativ, als vielmehr funktional ist. Die im Laufe der Industrialisierung immer stärker über den Markt vermittelten Beziehungen von »Kooperationspartnern«, in denen es um den Erwerb der vom jeweils anderen produzierten Lebensmittel ging, waren (und sind) immer stärker von komplementären Interessen, als von persönlichen Bindungen geprägt (vgl. BAYERTZ 1998, 26ff.).

Die Zukunft des beschriebenen Übergangs - von einer auf »mechanischer Solidarität« beruhenden »Gemeinschaft« zu einer auf »organischer Solidarität« beruhenden »Gesellschaft« - erfuhr unterschiedliche Prognosen. Wo DURKHEIM die Entwicklung einer neuen Solidarität mit der Herausbildung einer neuen Gesellschaftsform parallelisiert und damit die Möglichkeit einer »Aufhebung« der sich entwickelnden Widersprüche andeutet, sehen andere eher eine fortschreitende Entsolidarisierung, an deren Ende eine »Gesellschaft« bindungsloser Individuen steht.

In neuerer Zeit wird an einer solchen gesellschaftlichen Entwicklung vornehmlich von VertreterInnen des Kommunitarismus mit den aus den letzten beiden Jahrhunderten bekannten Argumenten - Tyrannei des Marktes, instrumentalistisches Staatsverständnis und egoistischem Individualismus - Kritik geübt. Begegnet werden soll der zunehmenden Isolierung mit der Idee einer »republikanischen Solidarität« bzw. eines »Patriotismus«, die »den Egoismus der Individuen zugunsten eines *gemeinsamen Guten* überwindet« (CHARLES TAYLOR, zit. nach BAYERTZ 1998, 29). Die Mitglieder einer Gesellschaft sollen sich wieder, auf der Grundlage gemeinsamer Werte und einer gemeinsamen Geschichte, als Mitglieder einer »Gemeinschaft« begreifen, die es als »unmittelbar gemeinsames Gut« zu verteidigen gilt. So verlockend die Idee auch klingt, nichteinmal aus der Geschichte der Individuen *eines* Landes ließe sich ein »gemeinsames Gutes« ableiten. Dies erkennend liegt der Schwerpunkt der kommunitaristischen Argumentation auch eher auf der philosophischen und moralischen Ebene, wo, in Anknüpfung an ehemals dominante Konzepte von Familie und bürgerlichen Tugenden, versucht wird eine Gemeinsamkeit / Gemeinschaftlichkeit auf ideologischer Ebene zu erreichen.

Nicht zufällig erscheint im Kontext des Rekurses auf eine »republikanische Solidarität« auch die Betonung der Gemeinschaft; liegt doch in dieser die Erklärung von Hilfeleistung aufgrund von »Brüderlichkeit«, als auf den Nahbereich begrenztes Motiv und als »Ausdruck der im alltäglichen Lebensprozeß zu erreichenden höheren moralischen Qualität« (BAYERTZ 1998, 13), näher als in der Gesellschaft. Hilfeleistung ist in solchen kommunitaristischen »Gemeinschaften« jedoch nicht auf ein allgemeines Recht gestützt, sondern Folge einer »höheren moralischen Qualität« der Mitmenschen und des eigenen tugendhaften Lebens.<sup>3</sup>

PIERRE LEROUX, religiöser Sozialist, hatte als »Erfinder« des Solidaritätsbegriffes anderes im Sinn: »Solidarität« verstand er ausdrücklich als Gegenbegriff zu »Barmherzigkeit« und »Mildtätigkeit«. Als Legitimationsbasis für den Anspruch der Sicherung der Existenz jedes Einzelnen wurde nicht mehr auf eine emotionale Verbundenheit, sondern auf den Gleichheitsgrundsatz rekurriert.

An dieser Stelle soll es (noch) nicht um eine Diskussion dieser Entscheidung gehen, sondern zunächst auf die historische Wandlung (oder Umdeutung) des Begriffs »Solidarität« hingewiesen sein. Das Problem wird jedoch schon erkennbar: die Grenzen von »Solidarität« und »Wohltätigkeit« oder »Hilfeleistung« beginnen sich aufzulösen - ein Problem, vor dem sich auch HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER wiederfanden.

---

<sup>3</sup> An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, daß aus kommunitaristischer Sicht die »Hauptverantwortung« bei der einzelnen Person liegt, weshalb es »richtig [ist], die betreffende Person das tun zu lassen, was sie kann, und zwar aus Gründen der Würde. (...) Das gleiche gilt für Drogenabhängige, Arme, Ungebildete und Behinderte: Niemand ist davon ausgenommen, selbst einen Beitrag zu leisten.« (AMITAI ETZIONI, 1997, Im Winter einen Pullover ablehnen, weil es im Sommer warm war? in: Blätter für deutsche und internationale Politik)

## 2. Das »Wie« und »Warum« von Solidarität

Vor einem nun umrissenen gesellschaftstheoretischen Hintergrund - eine Darstellung *praktischer* Solidarität oder dessen, was m.E. unter »Solidarität« zu verstehen ist, erscheint erst nach noch zu leistenden Ausführung sinnvoll - soll im Folgenden nun der Erklärungsansatz von HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER dargestellt werden. Dabei wird der Darstellung der AutorInnen, wesentlich der Unterscheidung von »Solidarität« bei »gemeinsamen« und bei »unterschiedlichen« Interessen und der weiteren Aufspaltung in intra- und interpersonale sowie kulturell/positionale Perspektive, weitestgehend gefolgt. Die (zahlreichen) Beispiele und theoretischen Differenzierungen werden vor allem dort ausgeführt, wo sie einer exemplarischen Untersuchung der in Kapitel 3 dargestellten Kritik dienlich sind.

Ihre Einführung beginnen die AutorInnen mit Definitionen von »Solidarität«, wobei die für die weitere Arbeit relevante Definition die eingangs zitierte von THOME darstellt<sup>4</sup>. Dabei merken die AutorInnen an, daß »solidarisches Verhalten« nicht immer der Gerechtigkeit oder einem höheren Ziel dienen muß. Auch die gemeinsame Verfolgung von Zielen, denen gegenüber die Öffentlichkeit kontrovers eingestellt ist, wird unter »solidarisches Verhalten« gefaßt. Als wesentliche bereits existierende Konzeptualisierungen von »Solidarität« wird von den AutorInnen auf die bereits erwähnte Unterscheidung von Durkheim in »mechanische« und »organische« Solidarität, sowie die von Bayertz vorgenommene Kategorisierung in »Kampfsolidarität« bei »gemeinsamen« Interessen und »Gemeinschaftssolidarität« bei Parteinahme für eine bestimmte Gruppe, hingewiesen<sup>5</sup>.

Für ihre weitere Arbeit formulieren sie die Hypothese, »(..) daß sich Solidarität bei gemeinsamen und unterschiedlichen Interessen gegenseitig ausschließt.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 182). Als Begründung wird genannt, daß »die beiden Formen der Solidarität gegensätzlichen Wertsystemen entsprechen: *self-enhancement* und *self-transcendence*« (a.a.O., Herv. im Original). »Self-enhancement« umfaßt Werte wie Wohlstand, soziale Macht, Ehrgeiz und Vergnügen, also die Hervorhebung und Betonung der eigenen Person. »Self-transcendence« wird dagegen mit Hilfsbereitschaft, sozialer Gerechtigkeit, Gleichheit u.ä. verbunden. »Self-enhancement« und »self-transcendence« sind, so BIERHOFF & KÜPPER, negativ korreliert,

---

4 »Als *solidarisch* wird ein Handeln bezeichnet, das bestimmte Formen des helfenden, unterstützenden, kooperativen Verhaltens beinhaltet und auf einer subjektiv akzeptierten Verpflichtung oder einem Wertideal beruht.« (THOME, 1998, S. 219, zit. nach BIERHOFF & KÜPPER, EuS, 1999, S. 181)

5 Ob und wie weit die Interpretationen der Konzepte zutreffend sind soll hier nicht weiter interessieren.

schließen sich also in der Tendenz aus und seien deshalb als »Grundpolarität« unter den sozialen Werten zu betrachten.

Aufgeschlüsselt nach diesen beiden Polen erfolgt die Darstellung der Forschungsergebnisse und der jeweils für die Interpretation herangezogenen Theorie. Die verwendeten Ebenen werden wie folgt charakterisiert: die *intrapersonale* Ebene beschreibt die Wahrnehmung, Informationsverarbeitung und die Folgen für das Verhalten der Person; die *interpersonale* Ebene gilt der Aufschlüsselung von Interaktion unter Berücksichtigung der sozialen Situation; auf der *positionalen* und *kulturellen* Ebene findet neben der Analyse von Intergruppenverhalten und Auswirkungen von Macht- und Statusunterschieden vor einer konkreten Interaktion auch die Kulturabhängigkeit des sozialen Verhaltens (wie etwa kulturelle Glaubenssysteme, Traditionen, Werte und Normen) Beachtung.

Die Verbindung der unterschiedlichen Ebenen der Untersuchung sehen BIERHOFF & KÜPPER wie folgt: »Auf jeder Ebene lassen sich Hypothesen über die Wahrscheinlichkeit solidarischen Handelns bilden, die sich gegenseitig ergänzen und zusammengenommen eine umfassende Erklärung ergeben. (...) Es besteht die Möglichkeit, daß die auf den verschiedenen Ebenen vorgeschlagenen Erklärungen solidarischen Handelns kumulativ sind.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 186)

## 2.1. Gemeinsame Interessen

Solidarität bei gemeinsamen Interessen sehen die AutorInnen dort zustande kommen wo die Akteure erkennen, daß bestimmte Ziele auf individuellem Wege nicht oder nur unzureichend realisierbar sind. Dies wird in der *Theorie der Gruppensolidarität* von HECHTER, die von diesem auf der *Theorie der rationalen Entscheidungen*, wonach jeder Akteur rational im Sinne der Erreichung der eigenen Interessen agiert, aufgebaut wird, wesentlich durch zwei Faktoren bestimmt: das Ausmaß der Verpflichtungen und die tatsächliche Befolgung der Verpflichtung durch die Gruppenmitglieder.

In einer weiteren Annahme wird festgestellt, »(..) daß das Ausmaß der Verpflichtung, das eine Gruppe ihren Mitgliedern auferlegt, von der Abhängigkeit der Mitglieder beeinflusst wird. Je größer die Abhängigkeit ist, desto größer fällt die Bereitschaft der Mitglieder aus, Beiträge zu leisten. Die Abhängigkeit bestimmt sich in Übereinstimmung mit der *Austauschtheorie* von THIBAUT und KELLY (1959) durch die Höhe der Kosten, die beim Verlassen der Gruppe entstehen.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 183; Herv. d. Autors). Aus

dem Vergleich der Kosten beim Verlassen einer Gruppe mit dem Gewinn durch die Mitgliedschaft in einer neuen Gruppe, wird das zu erwartende Verhalten prognostiziert: ist der zu erwartende Gewinn in der neuen Gruppe größer als die Kosten beim Verlassen der alten Gruppe, so wird ein Wechsel vorhergesagt.

Generell kann die *Theorie der Gruppensolidarität* jedoch nur dort Geltung erlangen, wo Gruppen »Güter erzeugen, die im Prinzip einzelnen Personen vorenthalten werden können« (a.a.O., S. 183), da sich nur in solchen Gruppen die Mitgliedschaft für das Individuum lohnt (Prinzip der *Nutzenmaximierung*).

Als zweiter Faktor für das Zustandekommen von Gruppensolidarität wird das Vorhandensein von Kontrollmechanismen angesehen, da ansonsten das »Trittbrettfahren« die rationale Entscheidung darstellt - die gewünschten Güter werden von der Gruppe hergestellt, während die eigenen »Kosten« auf oder gen Null reduziert werden.

Das als »Trittbrettfahren« beschriebene Phänomen wird als Ergebnis einer Situation angesehen, die als Gefangenendilemma beschrieben wird. In solchen problematischen sozialen Situationen, wird einerseits davon ausgegangen, das (1) jede Person eine individuelle rationale Wahl hat, die für sie selbst am günstigsten ist, aber unter der Bedingung (2), daß alle Beteiligten dieser Option folgen, für alle ein schlechteres Ergebnis zustande kommt, als wenn keiner die rationale Wahl getroffen hätte.

Auf der *intraindividuellen* Ebene der Betrachtung erfolgt die Untersuchung der Bereitschaft zu Kooperation und Wettbewerb häufig in experimentellen Spielen, die ein Gefangenendilemma simulieren, und anhand derer »*soziale Orientierungen*« (a.a.O., S. 186) festgestellt werden. »Kooperative Personen« tendieren eher dazu, den durch gemeinsame Arbeit zu realisierenden Vorteil zu erreichen, während »unkooperative Personen« eher erwarten, daß auch andere Personen unkooperativ eingestellt sind. Im Rahmen einer Studie wurde etwa festgestellt, daß Frauen eher bereit sind zu kooperieren, während unter den Wettbewerbern mehr Männer zu finden sind (KNIGHT & DUBRO, zit. nach BIERHOFF & KÜPPER, a.a.O.). Nicht nur sollten »kooperativ« eingestellte Personen eher zu solidarischem Verhalten neigen und eine geringere Tendenz zum Trittbrettfahren zu erkennen geben - das »kooperative« Verhalten ist auch weniger durch Kontrolle und Sanktion als vielmehr durch soziale Orientierung bestimmt.

Charakteristisch für das Verhalten auf der *interpersonalen* Ebene ist die sogenannte »tit-for-tat«-Strategie, und damit eine Befolgung des *Prinzips der Gegenseitigkeit*.

Auch auf dieser Ebene gründen sich die Erkenntnisse wesentlich auf spieltheoretische Simulationen des Gefangenendilemmas. Dabei wurde festgestellt, daß die »tit-for-tat«-Strategie sich bei Gefangenendilemma-Spielen - mit einem erfolgreichen Programm - über mehrere Runden gespielt, am erfolgreichsten ist. »Mit Wettbewerbsprogrammen, die dazu tendieren, schlecht abzuschneiden, kommt auch tit-for-tat schlecht zurecht.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 187).

Wo soziale Beziehungen über einen längeren Zeitraum angelegt sind, zahlt sich egoistisches Verhalten nicht aus, da es »Vergeltung« oder »Rache« hervorruft. Auch wenn es zum Teil einer längeren Erfahrung mit Konfliktsituationen bedarf, so die AutorInnen, lernen auch Individualisten früher oder später die Kooperation zu schätzen. »Positive Erfahrungen« in der Kooperation und eine Situation in der die Kooperationswilligen nicht einer Übermacht von Wettbewerbsorientierten gegenüberstehen, sind jedoch Voraussetzung. Fördernd für die Entwicklung der Kooperation ist auch die eine Vorstellung von Verbindlichkeit oder Reziprozität. »Vertrauen« hat dabei die Funktion, die zeitliche Verzögerung zwischen der geleisteten Hilfe und der Gegenleistung, zu überbrücken. Wesentlich für den Aufbau des Vertrauens ist die Kommunikation zwischen den Partnern.

Zusammenfassend stellen die AutorInnen fest: »Hinter der direkten Reziprozität in Austauschbeziehungen stehen Überlegungen über das eigene Wohlergehen: Man ist bereit etwas zu geben, weil man erwartet, auch etwas zu bekommen. Damit erweist sich die Solidarität bei gemeinsamen Interessen letztlich wieder als egoistisch motiviert.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 188).

Auf der *positionalen / kulturellen* Ebene ist die »soziale Identität« als Teil der »personalen Identität«, die das Individuum aus seiner/seinen wichtigen Gruppenmitgliedschaft(en) ableitet, der zentrale Erklärungsansatz. Nach der *Theorie der sozialen Identität* von TAJFEL und TURNER und ihrer Erweiterung in der *Selbstkategorisierungstheorie* (TURNER & OAKS), ist die Kategorisierung als Gruppenmitglied dann hoch, »wenn die kognitive Verfügbarkeit der Gruppe hoch ist und ihre Eigenschaften leicht aus dem Gedächtnis abrufbar sind.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 189). Folge dieser »Selbstkategorisierung« für die jeweilige Person ist die (weitere) Abstraktion von individuellen Merkmalen, eine »Depersonalisierung«, nach der

sich das Individuum schließlich als austauschbares Mitglied der Gruppe ansieht und entsprechend handelt.

Als Folge der »Depersonalisierung« kann, so eine Hypothese von REICHER, Protestverhalten auftreten, das der Verbesserung der schlechten Statusgegebenheiten der eigenen Gruppe dient. Wird weiterhin davon ausgegangen, wie in der Theorie der sozialen Identität, daß Individuen nach einer positiven Identität streben, so lassen sich in Bezug auf das Intergruppenverhalten verschiedene Handlungsoptionen finden: (1) der Versuch Mitglied einer Gruppe höheren Status zu werden (»individuelle Mobilität«), (2) ein Wechsel der Vergleichsdimensionen, zu Ebenen, auf denen die eigene Gruppe besser abschneidet (»soziale Kreativität«) oder (3) die Veränderung der objektiven Verhältnisse zugunsten der eigenen Gruppe (»soziale Veränderung«). Wie auch die AutorInnen feststellen, beinhaltet nur die letzte Option »solidarisches Handeln als Mittel zur Erlangung einer positiven sozialen Identität.« (BIERHOFF & KÜPPER, a.a.O.).

Differenzierter stellen die AutorInnen das *Intergruppenverhalten* zwischen sozial höher und sozial niedriger gestellter Gruppe anhand der Theorie von TAYLOR und MCKIRNAN von 1984 dar, wonach auf eine erste Phase »fraglos« hingenuommener Schichtungen in der Gesellschaft eine zweite Phase anschließt, in der Leistung als Prinzip der Statuszuweisung angesehen wird, woraufhin in einer dritten Phase Strategien der individuellen Veränderung angeboten werden, die wiederum von einigen Mitgliedern der benachteiligten Gruppe angenommen werden. In einer vierten Phase entwickeln Gruppenmitglieder, für die die Gruppengrenzen zu undurchlässig sind, »ein ausgeprägtes Gruppenbewußtsein, aus dem heraus sie neuen Stolz auf die Gruppe entwickeln können« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 190). Erst in einer fünften Phase kommt es zu kollektiven Aktionen mit dem Ziel der sozialen Veränderung. Als erklärenden Faktor für den Umschwung von der Bevorzugung einer individuellen Karriere zur Betonung der Gruppensolidarität erkennen die AutorInnen eine in den ersten Phase interne Erklärung der Ungleichheit, während in den späteren Phasen eine externe Attribution überwiegt.

Eine Beurteilung der eigenen Lage ergibt sich sowohl aus sozialen Vergleichen zwischen Gruppen, als auch persönlichen Vergleichen. Als eine »interessante Überlegung« wird angeführt, »daß Benachteiligung dadurch subjektiv erträglich wird, daß sie auf Vorurteile anderer zurückgeführt wird (CROCKER & MAJOR 1989). Wer seine eigene ungünstige Position auf Diskriminierung und Stigmatisierung zurückführen kann, gewinnt an Selbstwert (DION),

1986.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 190). Eine Erklärung für diesen Effekt wird in der Depersonalisierung der Mißerfolgserfahrung gesehen.

Auf kultureller Ebene wird von den AutorInnen hauptsächlich eine Unterscheidung in »individualistische« und »kollektivistische« Kulturen vorgenommen. Von Individuen aus »kollektivistischen« Kulturen, die vornehmlich im asiatischen Raum verortet werden, wird in Austauschbeziehungen mit Mitgliedern der eigenen Gruppe eher solidarisches Verhalten erwartet, da die Bindung an die eigene Gruppe als wesentliche Determinante des sozialen Verhaltens betrachtet wird.

## 2.2. Unterschiedliche Interessen

Eine wichtige Bedingung für diese Form der Solidarität, bei der die Akteure für die Interessen anderer Menschen eintreten, ist die »Wahrnehmung von Benachteiligung anderer Menschen bzw. Gruppen, die Wertideale verletzt und moralische Verpflichtungsgefühle wachruft.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 185).

Einer Zusammenfassung spieltheoretischer Forschung von KELLEY und THIBAUT (1978) zufolge können egoistische, altruistische und kooperative Orientierungen nebeneinander bestehen. Dafür werden empirische Ergebnisse angeführt, wonach Personen genausowenig einseitig ein rational egoistisches Modell ihren Entscheidungen über die Zuteilung von Gütern (auf sich und andere) zugrunde legen, wie sie der altruistischen Handlungsoption folgen. Dafür bedarf es einer »Transformation der spieltheoretischen Matrix«, wonach nicht mehr allein die Maximierung des eigenen Nutzens zur Grundlage der Entscheidung gemacht wird, sondern die Konsequenzen der anderen Personen in die Bewertung der Handlungsalternativen einbezieht.

Diese auf *altruistischen Transformationen* beruhenden Handlungen seien jedoch nur unter bestimmten Bedingungen und bei bestimmten Akteuren wahrnehmbar, »sind also vom sozialen Kontext und von der jeweiligen Persönlichkeit« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 186) abhängig. Persönliche Beziehungen sehen die AutorInnen von einer altruistischen Grundeinstellung geprägt; altruistische Persönlichkeiten entwickeln sich durch eine Orientierung an Gewissen, sozialer Verantwortung und moralischen Verpflichtungsgefühlen.

Als wesentlich für die Erklärung des Altruismus, der ein Opfer darstellt und dementsprechend mit dem Eigeninteresse im Widerspruch steht, machen die AutorInnen die Sozialisationsprozesse in der Familie aus. Wo Individuen oder Gruppen aufgrund der eigenen Wert-

vorstellungen als benachteiligt erkannt werden, liegen dem solidarischen Handeln vielfach Schuldgefühle zugrunde.

Auf der *intraindividuellen* Ebene wird solidarisches Handeln entweder mit *sozialer Verantwortung*, die auf moralische Verpflichtungsgefühle beruhend auf der Internalisierung sozialer Normen vor allem in der Familie, erklärt; oder es werden *existentielle Schuldgefühle* angeführt. Als »existentielle Schuld« wird das Gefühl bezeichnet, »das jemand hat, wenn er die mißliche Lage eines anderen ursächlich mit dem eigenen Wohlergehen in Zusammenhang bringt.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 187)

Je nachdem, ob die Schuld an der schlechten Lage des anderen auf äußere Umstände (externale Attribution) oder eigenes Verschulden (internale Attribution) zurückgeführt wird, kommt es eher zu sozialem Protest oder individuellen Anstrengungen der Wiedergutmachung.

Als zentrales Motiv hinter solidarischem Handeln auf der *interpersonalen* Ebene erkennen die AutorInnen Altruismus. Dieser wird als ein Verhalten mit der Intention anderen Gutes zu tun definiert, das möglicherweise auf eigene Kosten geht. Nach der von BATSON (1994) formulierten *Empathie-Altruismus-Hypothese* ruft die Notlage einer anderen Person empathisches Mitleiden hervor, das helfendes Verhalten motiviert.

Als problematisch erachten die AutorInnen den Umstand, daß die Herleitung solidarischen Verhaltens aus einem stellvertretenden Gefühl als begrenzt erscheint, da mit abstrakten Kategorien wie »Frauen« oder »nicaraguanischen Kaffeebauern« keine Empathie zu empfinden sei. Fernsehreportagen jedoch, »die uns täglich andere Kulturkreise durch eindringliche Einzelfallberichte nahe bringen, tragen dazu bei, Empathie für einzelne fremde Menschen zu empfinden.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 189)

Für die Erklärung von solidarischem Handeln auf *positional / kultureller* Ebene wird zunächst davon ausgegangen, daß die Identifikation mit einer Gruppe auf die Identifikation mit Menschen im allgemeinen generalisiert werden kann, wodurch die Möglichkeit besteht partielle Gruppeninteressen zu überwinden. Dadurch wird es möglich, sich mit Gruppen mit anderen Interessen zu solidarisieren, vor allem »wenn Gerechtigkeit mit absoluter Gleichheit aller Menschen in Zusammenhang gebracht wird.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 193).

Neben verschiedenen Abstufungen dessen was als »gerecht« anzusehen ist und in der *Theorie der Gerechtigkeit* von RAWLS (1971) etwa die Güterverteilung als gerecht bestimmt, auf die sich die Menschen einigen bevor sie wissen welche Position sie in der Gesellschaft einnehmen werden, sehen die AutorInnen in der *Religion* eine Möglichkeit der Solidarität über Gruppengrenzen hinweg. »Normative Aufforderungen wie »*Liebe deinen Nächsten wie dich selbst*« oder die *Parabel vom guten Samariter* beeinflussen unser Verhalten nicht nur durch Beispiele, Appelle und soziale Überwachung, sondern steuern vor allem auch durch Internalisierung unser Verhalten.« (BIERHOFF & KÜPPER, a.a.O., Herv. i. Original).

### **3. Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen**

Die nicht zu übersehende Vielfalt und Koexistenz empirisch bestätigter (sozialpsychologischer) Theorien mit konkurrierenden Geltungsansprüchen, die auch in der vorhergehenden Darstellung des Erklärungsansatzes von HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER hervortritt, soll im folgenden Kapitel einer kritischen Betrachtung unterzogen werden. Es soll, wie eingangs erwähnt, gezeigt werden, daß in den herangezogenen nomologischen Theorien, entgegen ihrem eigenen Selbstverständnis, Annahmen über »gute Gründe« der Akteure gemacht werden. Dabei geht es hier nicht um eine experimentellen Bedingungskontrolle wie etwa des/eines »subjektiven Faktors« Versuchsperson; vielmehr ist die angesprochene Problematik auf der vorgeordneten Ebene der Theorienbildung und experimentellen Hypothesenprüfung zu verorten.

#### **3.1. Formulierung der methodologischen Kritik**

Bisher war in diesem Zusammenhang entweder einer Neuauflage und weiteren Trennung von »Verhalten« als »verursacht« (aus »nomologisch«-faktenwissenschaftlicher Perspektive) oder »Handeln« als »begründet« (aus »hermeneutisch«-deutungswissenschaftlicher Perspektive) das Wort geredet worden, oder es wurde die Auffassung vertreten, daß Handlungsbegründungen keinerlei Sonderstatus hätten und auf übliche Art und Weise zu prüfen wären. In jedem Fall wäre die Sozialpsychologie davon nicht weiter betroffen, da entweder die »totale Unzuständigkeit« oder »totale Zuständigkeit« impliziert wäre.

Demgegenüber erhebt Holzkamp den Anspruch, auf Grundlage des »good-reasons«-Konzepts von WILLIAM DRAY (1985), Annahmen über Handlungsbegründungen in »wesentlichen sozialpsychologischen Grundkonzeptionen« nachzuweisen, die vergleichbar den »implikativen Strukturen« Brandstädters<sup>6</sup> sind und deren »experimentelle Realisierung »pseudoempirischer« Natur, zumindest aber keine empirische Theorienprüfung im üblichen Sinne wäre.« (HOLZKAMP 1986, 217). Weiterhin soll gezeigt werden, wie der implikative Charakter bei Planung und Interpretation der Untersuchungen in Erscheinung tritt. Dafür soll zunächst »deutlich gemacht werden, daß »Begründungstheorien« (...) tatsächlich keine Annahmen über kontingente empirische Zusammenhänge, sondern »implikative Strukturen« sind, weiterhin, welche spezielle Form sie haben und welcher besondere »Empiriebezug« sich daraus ergibt.« (HOLZKAMP 1986, 25)

»Begründungen« dürfen (im praktischen Lebenszusammenhang) nicht lediglich als logische Grund-Folge-Beziehungen verstanden werden. Vielmehr haben sie aufgrund ihrer Funktion innerhalb sozialer Interaktion/Kommunikation einen inhaltlichen Bezug, wonach eigene wie fremde Handlungen dann als »(gut) begründet« angesehen werden, wenn sie unter den gegebenen Umständen aus den Interessen des jeweils Handelnden, so wie er sie sieht, abgeleitet werden können, in diesem Sinne als »rational« oder »vernünftig« angesehen werden können. Die einzige keiner weiteren Erklärung bedürftige »(Begründungs-) Prämisse« ist die Voraussetzung, »(..) daß niemand bewußt seinen eigenen Interessen zuwider handelt, oder - in anderer Wendung - daß niemand sich bewußt selbst schadet« (a.a.O., S.26).

Folgt man den Darstellungen DRAYS', so wird mit der Darlegung von »Gründen« für eine Handlung zu zeigen versucht, daß das, was getan wurde, unter den entsprechenden Umständen genau das war, was der einzig »sinnvolle« oder »vernünftige« Umgang mit der Situation war. Je nachvollziehbarer und verständlicher also die Darstellung der jeweiligen Gründe des anderen ist, desto näher kommt man dem Punkt, an dem die Handlung des anderen verstanden und zu der Einschätzung gelangt wird, daß man selber in der entsprechenden Situation (und der gleichen Sicht auf diese) nicht anders gehandelt hätte.

Nun kann man aber faktisch nicht aus der eigenen Haut heraus und kommt in der täglichen Auseinandersetzung mit anderen nicht selten zu der Einschätzung, daß diese sich »irren«

---

6 Holzkamp verweist auf den seines Erachtens erfolgreichen Nachweis BRANDSTÄDTERS' (1982, 1984) von experimentellen Effekten in sozialpsychologischen Theorien, die »tatsächlich nichts weiter als begriffliche, formale usw. Implikate der theoretischen Konzeptionen und damit »selbstevident« sind, d.h. einer experimentellen Prüfung weder fähig noch bedürftig.« (HOLZKAMP, 1986, S. 217)

und man selber die Situation »richtiger« einschätzt. Nur bedeutet dies nicht, daß die Handlung (und die vorhergehende Einschätzung der Situation) des anderen in irgendeiner Weise »irrational« oder »unverständlich« in dem Sinne wäre, daß sie nicht zu verstehen *ist*; sie ist nur aufgrund fehlender Daten »unverständlich«, weiterer (Er-)Klärung bedürftig. Ob ich versuche, den Punkt der Verständlichkeit zu erreichen oder nicht, ist demnach keine Entscheidung darüber, ob die Handlung des Gegenüber »unverständlich« bzw. »irrational« ist, sondern die Entscheidung darüber, wieweit ich bereit bin den anderen prinzipiell als »Mitsubjekt« anzuerkennen, dessen Handlungen, wie die meinen, potentiell als »begründbar« aufzufassen.

Das Konzept von »Handlungsbegründungen« als notwendiges Regulativ interpersonaler Kommunikation ist in diesem Sinne ein »*empirischer Tatbestand*«. Da sich Individuen prinzipiell mit sich selbst und anderen über das eigene Handeln verständigen und es gegebenenfalls problematisieren können, muß es so etwas wie »Regeln« oder »Verfahrensweisen« und »Kriterien« geben, nach denen dies geschieht. Da »Gründe« jedoch zunächst einmal nur mir selber oder dem Gegenüber, also »nur *dem, der sie hat*«, also »*jeweils mir*«, unmittelbar gegeben« sind (HOLZKAMP 1986, 220), in diesem Sinne nicht für alle sichtbar »vorgezeigt« werden können, bedarf es besonderer Verfahren, um diesen Gegenstand faßbar zu machen. HOLZKAMP bezeichnet diesen Prozeß als »eine spezifische *intersubjektive Kommunikationsform der Nachfrage, Problematisierung, Präzisierung, Bestätigung* usw. zwischen den beteiligten Individuen von jeweils meinem Standpunkt aus.« (HOLZKAMP, a.a.O.). Auf die Frage danach, was im Kontext eines solchen Verfahrens »Verallgemeinerbarkeit« und »Objektivität« des empirischen Materials bedeuten kann, entgegnet HOLZKAMP, daß dies an dieser Stelle nicht seine Aufgabe sei. Einzig die Untersuchung des Eingehens solcher Begründungszusammenhänge, so sie in »empirischen« Theorien im Sinne der »nomologischen« Psychologie enthalten sind<sup>7</sup>, diese mithin einer experimentellen Prüfung nicht fähig sind, ist hier Gegenstand der Auseinandersetzung.

Der empirische Gehalt traditioneller/nomologischer »Theorien«, mit ihren Zusammenhangsannahmen über Ausgangsbedingungen und Verhaltenseffekte mit dazwischen geschalteten »Zwischeninstanzen« oder »intervenierenden Variablen«, ist dadurch zu sichern, daß »der Zusammenhang zwischen den Bedingungen und den Verhaltenseffekten (...) als *kontingenter*

---

7 HOLZKAMP verweist im Zusammenhang der Frage nach »Verallgemeinerbarkeit« und »Objektivität« auf die Grundlegung der Psychologie von 1983, bes. Kap. 9 und das Projekt Subjektentwicklung in der frühen Kindheit, 1985

*Zusammenhang in der Realität selbst* bestimmt ist, so daß die Kenntnis der Ausgangsbedingung »Vorhersagen« über die dadurch »bedingten« Verhaltenseffekte erlaubt, die (..) empirischer Prüfung zugänglich sind, sich also »bestätigen«, oder »nicht bestätigen« (mithin an der Realität scheitern) können.« (HOLZKAMP 1986, 220-221)

Der nun zu bestimmende Eingang von »Begründungszusammenhängen« in derartig konstruierte Theorien kann zunächst weder auf der Seite der Ausgangsbedingungen, noch auf der Seite der Verhaltenseffekte zu suchen sein, da diese ja schon per Definition intersubjektiv zugänglich sind, während »Handlungsgründe« jedoch (zumindest zunächst) immer »je meine« sind. Bleibt also nur, sie als besondere Art der »Zwischeninstanzen« zu definieren. Das hätte dann durch die Eliminierung des intersubjektiven Beziehungsniveaus der Handlungsbegründungen einerseits zur Folge, daß zugleich auch deren »empirischer« Charakter im Rahmen der Regulation sozialer Prozesse suspendiert wird; andererseits bleibt nach wie vor jedwede menschliche Handlung »begründet«, die Handlungsbegründungen müßten also auch die Funktionen der »Vermittlungsinstanzen« zwischen »Bedingungen« und den beobachtbaren »Verhaltenseffekten« zu übernehmen in der Lage sein, wären mithin als »typische« Begründungsweisen zu formulieren. »Die derart durch ihre (mögliche) Einbezogenheit in nomologische Theorien reduzierten und geprägten Handlungsbegründungen sollen »typische Begründungsmuster« oder einfach »Begründungsmuster« (»BGM«) genannt werden.« (HOLZKAMP 1986, 221).

Nach dieser ersten Bestimmung der »Begründungsmuster« kann es nun um die Frage gehen, ob diese - sofern sie in nomologischen Theorien enthalten sind - die gleiche Funktion haben können, wie die »intervenierenden Variablen« etc. an deren Stelle sie zunächst verortet wurden, sie somit den »empirischen«, in diesem Kontext kontingenten Charakter und damit den »empirischen Gehalt« der Theorie, unangetastet lassen.

Wenn man sich nun darauf bezieht, daß Handlungsbegründungen aus der je persönlichen Akzentuierung der Umweltgegebenheiten erwachsen, so wird deutlich, daß es sich dabei nicht um genaue Bestimmungen bezüglich der Art des empirischen Zusammenhangs zwischen Ausgangsbedingungen und Verhaltenseffekten handelt, sondern vielmehr um eine »i.w.S. definatorische Bestimmung »vernünftigen« Verhaltens unter den gesetzten Ausgangsbedingungen. In anderer Wendung: die *Bestimmung* von »Vernünftigkeit-unter-den-und-den-Bedingungen« impliziert die in der Theorie angesprochenen Verhaltenseffekte.« (HOLZKAMP 1986, 221) Daraus folgt jedoch, daß eine Wenn-Dann-Aussage umformuliert in eine Wenn-Dann-»vernünftigerweise«-Aussage ihren empirischen Gehalt verliert, da auf

eine gegebene Bedingung nur unter einer konstanten Definition von »Vernünftigkeit« (die jedoch tatsächlich eine den individuellen Bedürfnissen entsprechende Betonung der Umweltgegebenheiten darstellt) stets das gleiche Verhalten erfolgt. »Das Verhältnis zur »Empirie« hat sich damit quasi umgekehrt: Es hängt nicht von den empirischen Verhältnissen ab, wie weit die »theoretische« Bestimmung bewährt ist, sondern es hängt von der »Begründungstheorie« als implikativer Struktur ab, welche Art von »empirischen« Verhältnissen zu ihrem »Anwendungsfall« taugen: (...)« (HOLZKAMP 1986, 221-222).

Wo jedoch versucht wird »BGM«-Theorien zu operationalisieren und sie einer experimentellen Prüfung zu unterziehen, da muß nun wieder umgekehrt versucht werden die Versuchsbedingungen derart zu gestalten, daß die vorgegebenen Ausgangsbedingungen »vernünftigerweise« zu Begründungsprämissen gemacht werden und die Handlungsvorsätze hinreichend mit den Verhaltenseffekten zusammenfallen.

Dies bedeutet weiterhin, daß unabhängig davon, ob eine »BGM«-Theorie »ideal« bestätigt wird, sich an dem Umstand nichts ändert, »daß die Handlungsvorsätze durch die Prämissen *nicht empirisch hervorgebracht*, sondern lediglich als unter diesen Prämissen »vernünftig« definiert sind. Der aufgewiesene empirische Zusammenhang zwischen den Ausgangsbedingungen und den Verhaltenseffekten besagt also in diesem Kontext nicht mehr, als daß die experimentellen Befunde ein Anwendungsfall des »dazwischen« angesetzten implikativen Begründungszusammenhangs sind bzw. (anders und vorsichtiger ausgedrückt) daß nichts dagegen spricht, den experimentellen Befund als »Beispiel« für die BGM enthaltene typische Begründungsstruktur zu interpretieren.« (HOLZKAMP 1986, 222)

Der umgekehrte Fall, die »ideale« Nichtbestätigung zeigt, daß die definierten Rahmenbedingungen des Begründungsmusters nicht erfüllt sein können, es einer Umdefinition des Begründungsmusters unter Prämissenspezifizierung bedarf, um einen Beispielbezug herstellen zu können. Damit zeigt sich, daß scheinbar fehlende empirische Evidenz für ein Begründungsmuster lediglich durch eine unzureichende Spezifizierung der Prämissen verschleiert ist.

Da, wie gezeigt, wegen der Zwischenschaltung des Begründungszusammenhanges, experimentelle Befunde einer Prüfung des Zusammenhanges von Ausgangsbedingungen und Verhaltenseffekten keinerlei empirische »Bewährung« des BGMs erlauben, können derartige Theorien auch nicht nach dem Grad dieser empirischen Bewährung ins Verhältnis gesetzt werden. »Empirische Beispiele können (und sei es via Prämissenspezifizierung) prinzipiell für unüberschaubar viele, auch einander widersprechende oder ausschließende Be-

gründungstheorien beigebracht werden. Dies bedeutet, daß hier eine oberflächlich zu konstatierende Theorienkonkurrenz nur scheinbar, da mangelnder Prämissenspezifizierung geschuldet ist.« (HOLZKAMP 1986, 223)

Der weitaus umfangreichere Artikel soll an diesem Punkt in seiner Darstellung abgebrochen werden, da die notwendigen theoretischen (bisher abstrakten) Überlegungen für die angekündigte exemplarische »kritische Betrachtung« der verschiedenen Theorien aus dem Darstellungszusammenhang hiermit hinreichend dargelegt wurden.

### **3.2. Exemplarischer Nachweis von »Begründungsmustern« in experimentellen Ergebnissen auf Grundlage nomologischer Theorien**

HOLZKAMP stellt zunächst fest, daß fast alle wesentlichen sozialpsychologischen Theorien »mindestens den Verdacht rechtfertigen, in ihrem Kern »Begründungs-Theorien« zu sein.« (HOLZKAMP 1986, 224-225). Auf Grundlage der oben dargestellten Kritik identifiziert er verschiedene Typen sozialpsychologischer Theorien, in die die »Begründungsmuster« (BGMs) mehr oder minder explizit Eingang gefunden haben. Die folgenden exemplarischen Darstellungen anhand von unter Kapitel 2 aufgeführten Theorien haben demonstrativen Charakter für die abstrakt ausgeführte Kritik.

Als erstes Beispiel soll die Aussage der AutorInnen dienen, wonach »[E]mpirische Ergebnisse zeigen, daß Personen nicht einseitig ein rational egoistisches Modell in ihren Entscheidungen über die Zuteilung von Gütern auf sich und andere verwenden und genauso wenig einseitig nur der altruistischen Option folgen.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 185). Gezeigt werden soll anhand dieses Ergebnisses, daß auch innerhalb der Austauschtheorie Raum für altruistisches Verhalten besteht, »egoistische Orientierungen neben altruistischen und kooperativen Orientierungen bestehen« können (a.a.O.). Es wird also festgestellt, daß - via einer »altruistischen Transformation« der spieltheoretischen (Auszahlungs-)Matrix - nicht mehr das Prinzip der Nutzenmaximierung handlungsweisend ist, sondern soziale Motive der Handlung zugrunde gelegt werden. »Die Person reagiert nicht mehr nach dem Muster der Interdependenz nach egoistischer Zielsetzung, sondern auf die Struktur der Abhängigkeit insgesamt. Dadurch wird die Struktur der Interdependenz verändert.« (a.a.O.)

Es zeigt sich also, daß hier die Austauschtheorie und das Prinzip der Nutzenmaximierung nicht im Widerspruch zueinander stehen, sondern es vielmehr darauf ankommt, was zur Grundlage der Handlung gemacht wird. Will die Person ihren eigenen Nutzen in einer gege-

ben Situation maximieren, so wählt sie *vernünftigerweise* ein Handlungsoption, die ihr dies ermöglicht. So sie an die Situation aus einer eher »kooperativen« oder »altruistischen« Perspektive herangeht, also die aus der eigenen Handlung resultierenden Konsequenzen der anderen Person zur Grundlage des eigenen Handelns macht, so entschließt sie sich *vernünftigerweise* für eine andere Handlungsoption.

Entscheidend ist also für die Handlung, wie »vernünftig« in der konkreten Situation definiert ist. Die anfängliche Feststellung, daß empirische Ergebnisse zeigen würden, daß Menschen weder ausschließlich »rational egoistisch« noch ausschließlich »altruistisch« handeln, ist nur Ausdruck für eine unzureichende Prämissenspezifizierung.

Während in dem eben dargestellten Beispiel eine (vermeintliche) Theorienkonkurrenz aufgelöst wird, so ergibt sich bei einem anderen Typ Theorien ein m.E. schwerwiegenderes Problem: das der Vereingenschaftung oder Personalisierung von Handlungen / Handlungstendenzen.

So konstatieren BIERHOFF und KÜPPER bei ihrer Untersuchung von Solidarität bei gleichen Interessen auf der intraindividuellen Ebene, daß »Individualismus und Kooperation« häufige »soziale Orientierungen« seien, die die Wahlen bei Gefangenendilemma-Spielen bestimmen würden (vgl. BIERHOFF & KÜPPER 1999, 186). Sie stellen dann fest, daß Frauen eher bereit sind zu kooperieren, während unter den Männern eher Wettbewerber zu finden sind (a.a.O.). Weiter führen sie an das »kooperative Personen« eher darauf eingestellt sind, den Vorteil, der durch die gemeinsame Zusammenarbeit realisiert werden kann, zu erreichen, während »unkooperative Personen« erwarten, daß andere auch unkooperativ eingestellt sind, aus ihrer Perspektive kooperative Entscheidungen/Handlungen also nur wenig sinnvoll sind.

Was aber bedeutet das Ergebnis, daß Frauen in den entsprechenden Spielen »eher dazu bereit [sind], mit anderen zu kooperieren« als Männer? Zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger, daß die spieltheoretisch vorausgesagten Resultate der Gewinnmaximierung von Frauen nicht in einem Maße realisiert werden, wie von Männern. In nomologischer Interpretation der Versuchsanordnung als Wenn-Dann-Beziehung mit »bekannten Bedingungen«<sup>8</sup> und »erkennbaren Verhaltenseffekten« liegt insofern der Schluß nahe, die unterschiedlichen Handlungstendenzen in den »Zwischenvariablen« zu verorten, weshalb Frauen eben

---

8 Damit ist an dieser Stelle nur auf der *formalen* Ebene darauf hingewiesen, wie nach nomologischer Theoriebildung weiter vorgegangen wird; eine etwa unterschiedliche *inhaltliche* Einschätzung gesellschaftlicher Bedingungen ist, zumindest an dieser Stelle, nicht Thema.

»kooperative Personen« sind und Männer »unkooperative Personen«. Mit dieser Form der Deutung der Handlungen sind jedoch weitergehende Fragen nach dem »Warum« des offensichtlich »kooperativen« Verhaltens verstellt. Daß es eventuell für Frauen sozialisationsbedingt offenbar *vernünftiger* war/ist »kooperativ« zu handeln, etwa weil »egoistisches« Handeln bei Frauen eher als unangemessen angesehen wird und dementsprechend härter gesellschaftlich sanktioniert wird als bei Männern, muß bei Interpretation / Betrachtung außen vor bleiben.

### 3.3. Einschätzung der Folgen der Verkennung von Handlungsbegründungen

Anhand des zuletzt dargelegten Beispiels sollte zumindest erahnbar geworden sein, welche Gefahr besteht, wenn aufgrund theoretischer Vorstellungen die scheinbar »eindeutigen Bedingungen« als die subjektiv relevanten und dementsprechend akzentuierten Weltausschnitte gesetzt werden, das Niveau intersubjektiver Verständigung somit verlassen und die (experimentelle) Situation als hinreichend geklärt betrachtet wird: Wo immer die »(..) jeweils nächstliegende »oberflächlichste« Prämissenkonstellation als allgemeine Grundlage menschlichen »Verhaltens« unterstellt wird, also die *mögliche Widerständigkeit des Subjekts gegen seine Vereinnahmung durch das Scheinhaft-Selbstverständliche der herrschenden Sichtweisen/Gedanken*« ausgeblendet wird, bleibt die Realität der wissenschaftlichen Abbildung und Klärung verborgen (vgl. HOLZKAMP 1986, 235). Die Folgen sind u.a. theoretische Scheinkonkurrenz, »Vereignschaftungen«, Bedürfnishypostatisierungen etc. Um diesem Mißstand angemessen zu begegnen wären methodologische Konsequenzen zu ziehen, deren Darstellung weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht<sup>9</sup>. In den abschließenden Erörterungen sollen nur einige inhaltliche Folgen des problematischen Ansatzes der nomlogischen Psychologie angesprochen werden, wie sie in diesem Abschnitt abstrakt benannt wurden.

---

9 Wesentlich weist HOLZKAMP in diesem Zusammenhang auf verschiedene methodologische Konsequenzen wie etwa die *Argumentation mit »Gegenbeispielen«*, die *Prämissendifferenzierung bei scheinbar konkurrierenden Theorien/Befunden* und die »Herausarbeitung jener Prämissen (...), unter denen die *Überwindung der jeweils naheliegenden, »unmittelbaren« Alternative des Handelns* unter bestehenden Bedingungen in Richtung auf die Erweiterung der Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten, also Widerstand gegen die eigenen Tendenzen zum Sich-Einrichten in der Abhängigkeit, subjektiv *begründet/vernünftig* ist.« (HOLZKAMP 1986, 236)

#### 4.0. Solidarität, Identität und Interessen

Im Anschluß an den von HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER veröffentlichten Artikel über das »Wie« und »Warum« von Solidarität sind in der selben Ausgabe der Zeitschrift »Ethik und Sozialwissenschaften« verschiedene Artikel mit unterschiedlichen Schwerpunkten der Kritik erschienen. Neben der Konstatierung, daß der systematische Zusammenhang der verschiedenen Einflußgrößen/Bezugsebenen nicht (eindeutig) erkennbar sei<sup>10</sup> (vgl. THOME 1999, 234), wurde vor allem die Teilung der Interessenlagen in »gemeinsame« und »unterschiedliche« Interessen als problematisch angesehen; geboten werden unterschiedliche Ansätze der »Lösung« (vgl. BARINGHORST, KÖBLER, LOHMANN, VOSS; In: Ethik und Sozialwissenschaften 1999, (2)). In der Vielfältigkeit der Antworten/Kritiken auf die vorgeschlagene Konzeptualisierung von »Solidarität« durch BIERHOFF und KÜPPER spiegelt sich die schon ausgeführte Kritik am theoretischen Vorgehen der AutorInnen wider.

Aufgegriffen werden soll an dieser Stelle zunächst die Kritik von KÖBLER an der Theorie der »Gruppensolidarität«, die nach BIERHOFF und KÜPPER vor allem auf der positionalen/kulturellen Ebene bei gleicher Interessenlage verortet wird und »auf der Grundlage einer gemeinsamen sozialen Identität entsteht.« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 189). Wie etwa eine »gemeinsame soziale Identität« aussieht oder aussehen könnte, wird aber nicht ausgeführt. Jenseits spieltheoretischer Überlegungen erweist sich der Versuch einer Konstruktion von sozialer Identität auf Grundlage gemeinsamer Interessen, wie die AutorInnen suggerieren, als durchaus schwieriges, wenn nicht sogar problematisches Unterfangen.

Die AutorInnen führen in der Einleitung zu ihrem Beitrag verschiedene Beispiele für solidarisches Handeln auf. Während das Beispiel der »Gewerkschaftsbewegung« noch einigermaßen ungebrochen durch das gemeinsame Interesse der Durchsetzung »gerechter« Löhne und angemessener Arbeitsbedingungen zu erklären sein mag, so scheint mir das darauffolgende Beispiel der »Frauenbewegung« eine unzulässige Verallgemeinerung der Interessen von »Frauen« einzig auf der Grundlage ihres »Geschlechts«<sup>11</sup> zu sein. Beispielhaft sei auf Auseinandersetzungen in »der US-amerikanischen Frauenbewegung« hingewiesen, in der sich

---

10 Die in der Tat zumindest als vage zu bezeichnende Vorstellung, daß sich die Theorien zur Erklärung solidarischen Handelns auf den verschiedenen Ebene »ergänzen« oder »kumulativ« wirken könn(t)en (vgl. BIERHOFF & KÜPPER 1999, 186), ist m.E. nur ein Beispiel für die wenig konkreten Vorstellungen über die Vermitteltheit des Individuums mit gesellschaftlichen Strukturen und möglicher Einflußnahme - etwa qua solidarischem Handeln - auf diese.

11 Wie (weitestgehend) üblich in den Sozialwissenschaften findet sich auch hier anstelle einer sozialwissenschaftlichen Kategorie eine (auch nur scheinbar eindeutige) biologische (vgl. STRECKEISEN, 1991)

schwarze Frauen von weißen (Mittelstands-)Frauen für die Sache »der Frauen« zu kämpfen instrumentalisiert sahen. Während es für die weißen Frauen »nur« darum ging sich immer noch vielfältiger Unterdrückung durch (weiße) Männer zu erwehren, war eine »Entsolidarisierung« der schwarzen Frauen von ihren Männern problematisch, solange das Problem rassistischer Diskriminierung und Unterdrückung sowohl für schwarze Frauen als auch Männer wesentlicher Bestandteil des Alltags war und ist.

KÖBLER sieht das Problem des Abstraktionsniveaus der Kategorien in ihrer spieltheoretischen Bestimmung, somit des Versuchs der Deduktion weltgesellschaftlicher Zusammenhänge aus virtuellen Kommunikationsakten begründet und fordert eine »Spezifizierung sozialer Strukturen und Situationen«, um zu analysieren, worin die Gemeinsamkeit von Interessen besteht bzw. bestehen kann (vgl. KÖBLER 1999, 213-214). Mit einer derartigen Spezifizierung und situationspezifischen Bestimmung der »Bedingungen« - etwa nach den Analyseebenen »Ethnizität«, Klasse und »Geschlecht« - wäre zwar ein Anfang in der Überwindung der abstrakten Kategorien gemacht; der Rahmen der intersubjektiv bestimmbaren »Bedingungen«, wie sie in Kapitel 2 als unzureichend zur Erklärung von menschlichen Handlungen analysiert wurden, wird jedoch auch dabei nicht verlassen<sup>12</sup>.

Die Möglichkeiten und die Funktion der Konstruktion von etwas wie auch immer nur scheinbar »Gemeinsamen« spiegeln sich in den vielfältigen Versuchen wider, Menschen für eben die »gemeinsame« Sache zu gewinnen: sei es nun »die Frauenbewegung«, »die Studierendenbewegung« oder »die Nationalität« - stets wird versucht, ein real existierendes »Merkmal« der eigenen Position zur Motivationsgrundlage einer »Zusammenarbeit« zu stilisieren und von der tatsächlichen, nur durch »je meine Person« erfahrbaren Situation zu abstrahieren.

Die im letzten Kapitel angesprochenen »Vereignischaftungen« in Folge der Annahme der jeweils nächstliegenden Prämissenkonstellation als allgemeine Grundlage menschlichen »Verhaltens« hat nach spieltheoretischer Bestimmung den Menschen als ein Wesen bestimmt, das, bis auf die Ausnahmen einiger »Märtyrer«, immer egoistisch handelt. Mit dieser Bestimmung reißen sich HANS-WERNER BIERHOFF und BEATE KÜPPER in eine lange Tradition von PhilosophInnen und WissenschaftlerInnen (u.a. MACCHIAVELLI, LUTHER, FREUD etc.) ein, die, auf wieder anderen Wegen, den Menschen als »böse und schlecht« »bestimmt« haben.

---

<sup>12</sup> Das soziologische Vorgehen des »Herunterkonkretisierens« gesellschaftlicher Verhältnisse auf die Individuen ist nur insofern nicht vollkommen sinnlos, als daß die gefundenen empirischen »Beispiele« Anregungen für den weiteren Forschungsprozeß liefern können (vgl. HOLZKAMP 1986, 235)

HORKHEIMER hat in seiner soziologischen Analyse nachgezeichnet, daß in »der späteren Entwicklung der anthropologischen Ideen das Hervorheben der aggressiven »bestialischen« Triebe der Menschen ein Zeichen für das Interesse an Unterdrückung (..) war.« (HORKEIMER 1936 (1995), 46). Nachdem das Bürgertum in den letzten Jahrhunderten die Privilegien des Adels mit Hilfe »der Massen« gebrochen hatte, war es dieser neuen herrschenden Klasse Bedürfnis, ihre neu erworbenen Privilegien für sich zu behalten und den Anspruch der Massen abzuwehren. Dafür bedurfte es der Spiritualisierung der materiellen Bedürfnisse, einer Moral, die den materiellen Verzicht über den Genuß stellt, den Luxus verpönt und das höchste individuelle Glück in das »sittliche« und »tugendhafte« auf das »Gemeinwohl« bezogene Streben hineinlegt. »Die Individuen wurden gebändigt. Im offiziellen und in ihrem eigenen oberflächlichen Bewußtsein standen sie schließlich als moralische Wesen da.« (HORKEIMER 1936 (1995), 53). Diese massenhafte »moralische Bändigung« der Individuen erfüllte jedoch nicht nur den Zweck der erneuten materiellen Enteignung des Großteils der Bevölkerung - mit der Idee des »Gemeinwohls« war ein Ziel geschaffen worden, auf das die Menschen »zu ihrem eigenen Besten« hin strebten und sich in ihm zu verwirklichen suchten. Die milden Gaben derer die es sich leisten konnten, waren Symbol für ein »besseres Wesen«, während das Streben der Besitzlosen nach materiellen Gütern als »egoistisch« gebrandmarkt wurde.

Für eine ausführlichere Darstellung der »Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters« ist hier nicht der Ort. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Parallelitäten zwischen dem beschriebenen Vorgehen und den Ausführungen sowohl von BIERHOFF und KÜPPER als auch den Kommunitariern.

Dort, wo die beiden AutorInnen keine weitere Erklärung für prosoziales Verhalten finden können, rekurren sie auf »existenzielle Schuldgefühle« und »Sozialisationsprozesse in der Familie« zu dessen Erklärung. Sie treffen sich an diesem Punkt mit den Kommunitariern in der Begründung der Hilfeleistung: sie geschieht nicht aus einem Akt der Durchsetzung einer allgemeinen Gerechtigkeit heraus, sondern sie ist »Ausdruck der im täglichen Lebensprozeß zu erreichenden höheren moralischen Qualität« (BAYERTZ 1998, 13), wie sie wohl nur von »Märtyrern« (BIERHOFF & KÜPPER 1999, 186) unter bestimmten »Bedingungen« zu erwarten ist. Während bei BIERHOFF und KÜPPER diese »Bedingungen« offen bleiben, sind die »Bedingungen«, die die Kommunitarier an die Personen, die Hilfe erwarten oder erhoffen,

klar formuliert: das Individuum muß stets bemüht (gewesen) sein, ein anständiges Mitglied der Gemeinschaft zu sein<sup>13</sup>.

---

13 Vgl. die Ausführungen von A. ETZIONI in »Im Winter einen Pullover ablehnen, weil es im Winter warm war? Ein kommunitaristischer Versuch, den Wohlfahrtsstaat neu zu definieren.« (Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 2, S. 232-243.) Wer nicht bereit ist für die Gemeinschaft zu arbeiten, soll durch den weitestgehenden Entzug seiner materiellen Grundlagen dazu gezwungen werden (S. 241).

## 5.0. Perspektiven solidarischen Handelns

Nach den Ausführungen zu Beginn des letzten Kapitels könnte der Verdacht aufkommen, daß das, was als Aufruf zu »Solidarität« erscheint, vornehmlich als Versuch der Vereinnahmung für die Interessen anderer zu werten sei, da »meine« Position gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen und die Erfahrung dieser eben »meine« Position in dieser Welt ausmachen, weshalb »ich« entsprechend mit anderen Problemen und Interessen an diese Welt herantrete. Solange der Begriff der »Interessen« unter dem Aspekt der unmittelbaren Nutzenmaximierung gesehen wird, führt aus diesem Dilemma kein Weg heraus.

Unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, wie sie in der besonderen Akzentuierung durch das Individuum bedeutungshaft werden, liegt es zur Erweiterung der eigenen Handlungsfähigkeit jedoch nahe, sich mit anderen Menschen zusammenzuschließen, um zu erreichen, was allein ungemein schwerer fällt oder gar unmöglich ist: allgemeine Rechte und deren materielle Umsetzung zu fordern.

Dabei ist die Wahl der Menschen mit denen zusammengearbeitet werden soll natürlich nicht so einfach, wie sie in den bisher dargestellten Konzepten suggeriert wird; in Folge der verschiedenen Formen der Unterdrückung und Diskriminierung stehen Menschen vor unterschiedlichsten Problemen. So jedoch in intersubjektiver Verständigung festgestellt werden kann, daß die Probleme zumindest annähernd die gleichen sind oder ähnliche Strukturen aufweisen, steht ersten Zusammenschlüssen zur Behebung der Probleme nichts im Wege. In weiterer Auseinandersetzung mit anderen Individuen und Gruppen können dann unter Umständen weitere gemeinsame Probleme oder Strategien entdeckt bzw. entwickelt werden, wobei sich die Interessen »der anderen« nicht notwendigerweise mit den »eigenen« decken müssen. Wie LOHMANN feststellt »gibt es Weltbeschreibungen, für die andere Menschen, die ähnliche Weltbeschreibungen oder Selbstbilder teilen, besonders wichtig sind. Die Vorstellung einer Welt, in der Menschen zusammenleben und gemeinsam die Früchte ihrer Arbeit je nach individuellen Bedürfnissen und unabhängig von der Ausgangssituation verteilen, gehört sicherlich dazu.« (LOHMANN 1999, 219). Daß es mit der gerechten Aufteilung der »Früchte der Arbeit« noch nicht getan ist, sollte offenbar sein.

## Literatur

- BARINGHORST, S. (1999):** Prodesse et declare. Zur Aufwertung der expressiven Dimension solidarischen Handelns in der modernen Kommunikationsgesellschaft. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 196-198). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- BAYERTZ, K. (1998):** Begriff und Problem der Solidarität. In: Bayertz, K. (Hg.), Solidarität. Begriff und Problem (S. 11-53), Frankfurt am Main
- BIERHOFF, H.-W. & KÜPPER, B. (1999):** Das »Wie« und »Warum« von Solidarität: Bedingungen und Ursachen der Bereitschaft zum Engagement für andere. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 181-196). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- ETZIONI, A. (1997):** Im Winter einen Pullover ablehnen, weil es im Winter warm war? Ein kommunitaristischer Versuch, den Wohlfahrtsstaat neu zu definieren. Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 2, S. 232-243
- HOLZKAMP, K. (1986):** Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 1986, 17, S. 216-238
- HOLZKAMP, K. (1983):** Grundlegung der Psychologie (1985<sup>2</sup>). Frankfurt/Main. Campus Verlag
- HORKHEIMER, M. (1936):** Egoismus und Freiheitsbewegung - Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt am Main (1995), Fischer Verlag
- KÖBLER, R. (1999):** Solidarität: Anerkennung und gesellschaftlicher Zusammenhang. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 212-214). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- LOHMANN, K. H. (1999):** Aus Cuba - mit solidarischen Grüßen. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 217-219). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- STRECKEISEN, U. (1991):** Die Sozialwissenschaften und das soziale Geschlecht - Aspekte einer problematischen Beziehung. In: Herzog/Violi (Hg.). Beschreiblich weiblich (S. 153-176). Zürich: Rüegger
- THOME, H. (1999):** Solidarität wozu?. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 233-235). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- VOSS, T. (1999):** Altruismus, soziale Dilemmata und Solidarität. In: F. Benseler, B. Blanck, R. Gresshoff, R. Keil-Slawik, W. Loh (Hrsg.), Ethik und Sozialwissenschaften - Streitforum für Erwägungskultur (S. 235-236). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag